

Tribüne

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **40 (1953)**

Heft 11: **Neues Universitätsspital in Zürich**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

York), der mit einem weiteren Referat über «Produktion und Verschleiß» angekündigt war, mußte leider wegen Erkrankung absagen.

An die Referate schloß sich eine rege Diskussion, besser gesagt der Anfang einer Auseinandersetzung, bei der das begreifliche Bestreben in Erscheinung trat, die Grundfragen des Themas schärfer zu umschreiben, als dies in den Referaten zum Ausdruck gekommen war. Der Verlauf der Vorträge und der Diskussion hat auf jeden Fall Gebiete berührt, in denen sich jeder Werkbündler entscheidenden Fragen gegenübersteht. Insofern sollte von der Bieler Tagung manch wichtiger Anstoß ausgehen.

H.C.

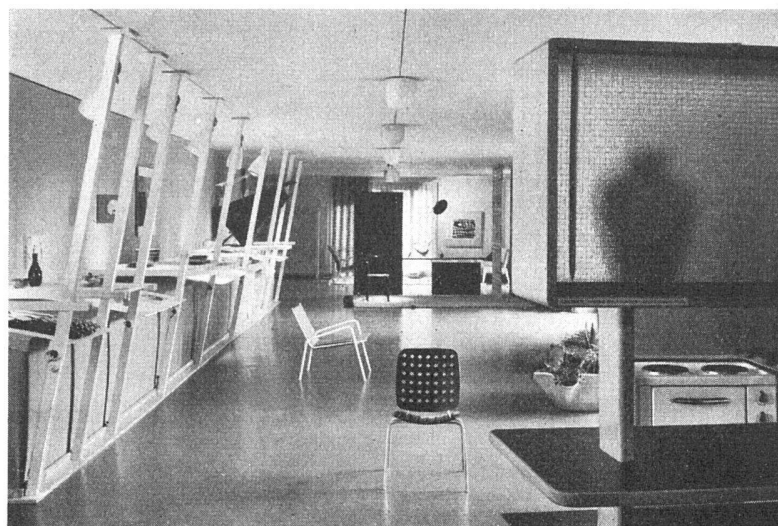
Tribüne

A propos –

Es ist Max Frisch mit seiner «Kleinen Glosse zur schweizerischen Architektur» gelungen, was in unserem Lande so bedauerlich selten ist: eine Diskussion über Architekturfragen zu entfesseln. Wir geben im folgenden eine erste Einsendung zu Frischs Ausführungen wieder. Red.

Max Frisch, frisch aus den USA zurück, glaubt sich – sozusagen allgemeingültig – ärgern zu müssen, weil sein Heimatländli sich (auf dem Felde der Architektur) mit einem gewissen anständigen Durchschnitt oder durchschnittlichen Anstand zufrieden gibt. Er überschreibt sein Expectorat «cum grano salis», zu Deutsch: «Richtig, falls man noch eine gehörige Prise Salz beigibt.» So wenigstens ließe sich sein von oben herab serviertes Latein interpretieren. Oder wollen sich die Kollegen alle in die Wüste schicken lassen? Selbstverständlich können wir in vielen Punkten und Pünktchen dem salzbedürftigen Artikel zustimmen. Zum Beispiel, wenn es da heißt, der knapp gewordene Platz zwingt zu einer «anderen Art von Planung» und zu tapferen Entschlüssen (dem Propagator der Kommunalisierung von Grund und Boden klingt das lieblich in den Ohren). Auch sein Kopfschütteln über die Zerfaserung und Verniedlichung der schönsten Baumassen teilen wir ohne Zögern.

Aber was soll das heißen, daß schon die Masse zur «sachlichen Monumentalität» führen sollte? Werden da einem Gasometer Ewigkeitswerte un-



Ausstellung «Die gute Form 1952» im Gewerbemuseum Bern, September bis Oktober 1953. Gestaltung: Niklaus Morgenthaler SWB, Architekt, und Robert Seßler SWB, Graphiker, Bern

terlegt? Und was rümpft der Autor ständig die Nase über die Zwerghaftigkeit unserer, dem kleinsten Portemonnaie eben noch zugänglichen Einfamilienhäuschen? Er soll derlei doch der nationalökonomischen Zunft vortragen! Und der Durchschnitt! Die durchschnittliche Anständigkeit will ihm als schnöde Mittelmäßigkeit vorkommen; schon nach der siebten Wohnkolonie will es ihm anfangen schlecht zu werden. Ja, wer hat ihm denn gesagt, daß er es da mit Sehenswürdigkeiten zu tun hat?

Und «ragen» soll ein Bauwerk, wenn es vor seinem in den USA geschulten Blick bestehen will. Auch ein Wohngebäude soll «ragen»! Um der Ästhetik willen? Und weil man dann die Wohndichte um ein paar Prozente höher hinaufschwindeln kann? Oder bloß um der lieben Mode willen? Und um vor aller Welt darzutun, daß man sich auch ausländische Zeitschriften hält? Orchideen zwischen Unkraut seien schätzenswert, sogar «beglückend». Da steckt es wohl, das Wegkreuz, bei dem wir in verschiedene Richtungen abgebogen sind: Dem Europäer, der Amerika bereist, um der Sensation willen, um der Entdeckerfreude willen, zum Spaß sozusagen, dem freilich genügt es, wenn er in dem wüsten Unterholz auch mal einer Wunderblume begegnet – er sucht nicht einen wohlbestellten Garten. Er ist ja auch nicht dazu verdammt, in dem Chaos zu wohnen, das liebe Leben da zu verbringen. Für ihn gilt der genießende Augenblick – vielleicht eine Viertelstunde, wenn's hoch kommt zwanzig Minuten; dann wendet er dem wüsten Quartier lächelnd den Rücken.

Man kann sehr wohl die Welt von

solch höherer Warte betrachten; man mag so die Linie der großen Entwicklung leichter erkennen. Aber wenn man schon eine Reise tut, so mag man – als Architekt – sich doch einen Augenblick fragen: Und die Masse, wo lebt die große Masse? Wie ist sie untergebracht? Kümmert sich der Architekt des Landes um dies größte Bauvolumen, um diese dringendste Notdurft? Oder fällt sie ihm gänzlich unter den Strich?

Das Dach über dem Kopf?

Nein, «individuelle Ansprüche» – dazu langt es nicht; in den Zürcher Wohnkolonien so wenig wie in den Hochbauten jenseits des großen Teiches. Herr Müller macht andere Ansprüche als Herr Meier: es handelt sich – hier wie dort – darum, das Durchschnittsmaß zu finden. Der gute, brauchbare Durchschnitt – das war von jeher das Streben und dürfte es noch eine hübsche Anzahl von Jahren sein. Guter Durchschnitt, Anstand, Sorgfalt – das alles ist noch keine Architektur. Es ist bloß Atmosphäre, bloß die Methode der Darbietung, bestenfalls sein Kleid. Wenn wir damit dem und jenem auf die Nerven fallen, dem es im saloppen Gewand wohler ist – er könnte mit uns das Umgekehrte erleben.

Dieser «gute Durchschnitt» ist freilich ein Stück Schweizer Eigenart – Charakter wäre schon zuviel gesagt.

Aber, offenbar, der Amerikareisende sucht mehr; er greift nach höheren Dingen und greift ins Leere. Wenn das, was er in unserem Ländchen glaubt suchen zu dürfen, sich nicht gerade an der Zürcher Bahnhofstraße bietet oder in Schwamendingen, so verzweifelt er an unserer Zukunft. Er reiht sie mißbilligend auf, die Beiwörter, die ihm

die Bauten seines heimischen Nestchens auf die Zunge legen: schmuck, gediegen, gründlich, gepflegt, geschmackvoll, sicher, sauber und makellos; und seriös, sehr seriös. –

Er hat nicht bemerkt und will offenbar nicht merken, daß mit diesem Durchschnitt eine Stufe erreicht ist, deren Pegel hoch über jene klägliche Unsicherheit hinausreicht, jene kunstgewerbliche Verzuckerung, jene Äußerlichkeit und technische Zwiespältigkeit. Da zudem die große Masse der Bauten von einem rüden Unternehmertum auf den Markt geworfen wurde – das mußte überwunden, das mußte erst einmal abgetan werden; das Feld mußte erst freigelegt werden. Und da bedeuten nun die Begriffe «sicher und proper und geschmackvoll und seriös» allerhand.

Es darf wohl auch an das Tempo erinnert werden.

Das Bauwesen ist eine schwerbewegliche Masse. Wo es sich in Trab setzt, gerät es leicht ins Wanken. Das Tempo, das die Entwicklung der Baukunst in der Schweiz angeschlagen hat, ist, wie man wohl glauben darf, dem Ziel förderlicher als die Bemühungen, zwischen die große Masse der Scheußlichkeiten Orchideen zu pflanzen.

Vor kurzem flog dem Schreiber als dem unschuldigen Mithörer auf der Fahrt von Basel nach Paris das Wort über die Schweiz zu, von zwei mitreisenden Franzosen: «C'est un trop beau jardin!» Es wird wohl stimmen, im Guten wie im Bösen.

Ein Garten will gepflegt und entwickelt sein. Lassen wir das Gerede und gehen wir an die Arbeit! *Hans Bernoulli*

Ankauf von Aeschbachers Harfe

Am 29. Oktober beschloß der Zürcher Regierungsrat den Ankauf der «Harfe» (s. S. 371).

Ausstellungen

Zürich

Xylon

Kunsthhaus, 26. September bis 1. November

Im Katalog dieser Schau erfährt man, daß eine Vereinigung der schweizeri-

schen Holzschnneider seit 1944 unter der Bezeichnung «Xylos» bestanden hatte, sich nun aber mit der Eröffnung der zu besprechenden Ausstellung in eine internationale Gemeinschaft «Xylon» ausweitete. Begreiflicherweise übernahm das Zürcher Kunsthhaus allerhand Risiken, der neuformierten Gesellschaft die erste Ausstellungsgelegenheit zu geben und in einer breitgefaßten Schau 327 Holz- und auch Linolschnitte von 143 Künstlern und Künstlerinnen aus 12 Ländern, ferner der Saar und aus Triest zu präsentieren.

Da der einzelne Autor durchschnittlich mit nur drei Arbeiten vertreten sein konnte, verschob sich das Interesse der Darstellung offensichtlich auf die einzelnen Nationen. Wenn unter diesem Aspekt Deutschland und die Schweiz am besten wegkamen, lag die Schuld wohl in erster Linie bei der vergleichsweise zuständigeren Auswahl von Künstlern und Schnitten. Ein geistig allerdings wesentlicher Grund scheint der zu sein, daß durch die Expressionisten in Deutschland und mittelbar auch in der Schweiz der Holzschnitt eine weit künstlerischere Stellung zugewiesen erhielt als die einer bloßen Reproduktionstechnik.

Der Konservator des Kunsthhauses, Dr. René Wehrli, tönt unter anderm im Katalogvorwort an, wie seltsam es doch berühre, daß die an Holz reichen Länder (also neben der Schweiz und Deutschland zum Beispiel auch Finnland) sich künstlerisch in ihren Holzschnitten freier äußerten als an Holz arme Nationen (Holland, das erstaunlich schwach repräsentierte, gehört hieher).

Einige mehrfarbige Blätter, die besten wiederum von Deutschen und Schweizern, zum Beispiel von Mataré, Brignoni, Dalvit, Jacob oder Stocker, durchbrachen die schwarz-weiße Monotonie der Schau, die dem Besucher eher interessant, informierend als schön erscheinen mußte. Wenn sie mehr technische Möglichkeiten des Holzschnittes vermittelte, weniger aber reine Anschauung zuließ, ging das nur in letzter Linie zu Lasten der Organisatoren und war zuvorderst die Schuld der vertretenen Künstler selbst.

Nur den wenigsten unter ihnen eignete ein Materialempfinden, wie es in jüngerer Zeit eben die Expressionisten wieder entwickelten und besaßen. Man darf behaupten, daß einige Blätter aus der besten Zeit Ernst Ludwig Kirchners zum Beispiel oder Erich Heckels (wie sie in Luzern zu sehen waren) an künstlerischer Aktualität beinahe sämt-

liche gezeigten Arbeiten übertroffen hätten. Zugegeben: Heckel selbst war mit drei schönen Blättern vertreten (Kirchner mußte beiseite gelassen werden, weil nur lebende Autoren berücksichtigt wurden; Emil Burki machte hier die verständliche Ausnahme); ein Abglanz jener Blütezeit des Holzschnittes lag also trotzdem über der Schau.

Nicht, daß man sich wünschte, die neu entstehenden Holzschnitte möchten sich einfach an die der Expressionisten anlehnen. Hingegen erschien es fruchtbar, eben dieses lebensfähige, unverbrauchte Materialgefühl jenen zu vermitteln, die sich noch immer auf der Übertragung von Federstrichen ins Stirnholz kaprizieren, ein Beginnen, das wohl vom Handwerker Bewunderung fordert, doch den Künstler als Menschen nichts angeht. Nur in dem seltenen Fall, wo ein Holzschnitt wirklich zur Reproduktion einer Zeichnung gebraucht wird, hat diese rein handwerkliche Präzision einen Sinn und ein Recht.

Von dieser hemmenden Virtuosität frei erwiesen sich unter andern die Blätter Burkis (wie persönlich und in der innern Orthogonalität der Formen wie selbstverständlich dem Holz als Material untergeordnet seine Schnitte doch sind!), die Arbeiten Jacobs, Dalvits, der Deutschen Mataré und Heckel und des Triestiners Spacal.

Zum Schluß: Wenn diese gut organisierte Schau kein künstlerisch entsprechendes Gesamtgesicht besaß, beleuchtete sie doch die Problematik des graphischen Blattes als künstlerischer Ausdrucksgattung überhaupt. Das gedruckte Blatt möchte deutlich seinen künstlerischen Anspruch behaupten, ist aber – wie die Ausstellung bewies – im ganzen der Gefahr einer geistigen Verflachung und Inflation ausgesetzt. Dennoch hat das graphische Schaffen der Künstler an äußerer Aktualität durch die vielen zum Teil internationalen Sammler-Vereinigungen in den letzten Jahren sehr gewonnen; es erfährt gegenwärtig entschieden Auftrieb durch die Herausgabe von «Matière» (Léo Maillet) und «Spirale» (Marcel Wyß). *age.*

Ernst Morgenthaler

Orell Füßli, 26. September bis 29. Oktober

Man ist ganz erstaunt über die wanderschmückende Distanzwirkung, die auch von kleinformatigen Aquarellen Ernst Morgenthalers ausgeht. Schwe-